Ungarische Nachrichten.

Rücktritt des Bürgermeisters der Stadt Nyitra. Aus Nyitra wird gemeldet: Der Bürgermeister der Stadt Nyitra Ludwig Toth hat sein Amt niedergelegt und sich von dem Beamtenkörper des Magistrats bereits verabschiedet. Die Resignirung ist, wie verlautet, auf die Angriffe zurückzuführen, die gegen Toth wegen der hohen Kosten des Rathhausneubaues gerichtet wurden.

Strickende Lehrer. Aus Debreczen wird gemeldet: Die hiesigen reformirten Lehrer haben widerholt um eine Erhöhung ihrer Gehälter angesucht, jedoch vergebens. Aus Erbitterung hierüber haben die Lehrer die Bitte des Patronagevereines, sich an der Patronagearbeit zu betheiligen, abgelehnt und erklärt, keinerlei Gratisarbei verrichten zu wollen. Diesen Beschluß theilten die Lehrer auch ihrer vorgesetzten Behörde mit.

Serbische Umtriebe. Aus Ujvidek schreibt man: Der in letzterer Zeit geheime Agenten ihr Unwesen treiben und die Leichtgläubigkeit und Naivetät der Serben ausnützend, sie verhetzen und beunruhigen. Das Blatt warnt die Serben, jene Orte zu meiden, wo diese Agenten sich aufhalten. — Aus Kaposvar meldet man: Im Wirthshause der Gemeinde Bieske wurde dieser Tage ein verdächtiges Individuum verhaftet, bei dessen Leibesvisitation man Terrainaufnahmen aus den Komitaten Raab, Veßprem, Fejer, Komarom und Tolna fand. Außerdem fand man bei ihm ein feines Reißzeug und ein deutsches Bergmannzeugniß. Er gab an, Franz Neubauer zu heißen und Bergmann aus der Gemeinde Steinmarkt zu sein. Er spricht deutsch und serbisch. Aus Steinmarkt bekam man die Auskunft, daß dort kein Franz Neubauer bekannt sei. Auf die Frage, wozu er die Landkarten benöthigte, verweigerte er jede Antwort. Als ihm der Untersuchungsrichter sagte, daß sein sonderbares Verhalten ihn in den Verdacht bringe, ein serbischer Spion zu sein, lächelte der Fremde. Er wurde der Behörde übergeben.

Eine erfrorene Menagerie. Aus Losonez wird berichtet: Hier ist es plötzlich so kalt geworden, daß in der Kratochwill'schen Menagerie zwei Löwen, ein Tiger, eine Wildkatze und drei Affen erfroren.

Der letzte Genosse Rozsa Sandor's. Aus Siofok wird gemeldet. Einen nicht alltäglichen Gast hat die Veßprem Gemeinde Szentpal in der Person des Pali Oroßlan, des letzten lebenden Mitgliedes der Rozsa Sandor'schen Räuberbande, erhalten. Er kam aus dem Illavaer Zuchthaus, wo er 41 Jahre lang internirt war. In den Fünfziger-Jahren verfolgten ihn einmal etwa hundert Gendarmen, trotzdem begab er sich blos mit einem Haselnußstäbchen in der Hand nach Szentpal zum Besuche seiner Mutter. Eine Woche später unterhielt sich Oroßlan mit den Gendarmen in einer Csarda. Nach längerer Verfolgung gelang es den Gendarmen, Oroßlan und zwei seiner Kameraden Namens Joseph Szabo und Alexander Renko in der Nähe der Gemeinde Urkut zu umzingeln. Auch diesmal konnte Oroßlan entweichen, während seine Kameraden erschossen wurden. Er wurde erst festgenommen, als er auf der Flucht vor Erschöpfung zusammenfiel und im bewußtlosen Zustande von den Gendarmen aufgefunden wurde. Er ist jetzt 65 Jahre alt und hat im Illavaer Zuchthause das Schneiderhandwerk erlernt.

Eine Einbrecherbande. In Arad wurde ein gewisser Geza Kishonti verhaftet, der in der Kanzlei des Losonczer Infanterie-Regimentes einen Einbruchsdiebstahl verübt hat und dem auch noch andere Einbruchsdiebstähle zur Last gelegt werden. Wie nun aus Temesvar telegraphirt wird, sind dort zwei Komplizen Kishonti's, und zwar August Galla, richtig Franz Kalmon, und der Seminarist Wilhelm Racskay de Ruttka verhaftet worden. Galla war mitbetheiligt an den Einbrüchen Kishonti's, Racskay aber hatte ihnen gefälschte Dokumente geliefert. Galla recte Kalman wurde nach Arad gebracht und der dortigen Polizeibehörde übergeben.

Russische Spione? Aus Mako wird berichtet: Vor einigen Tagen hielt sich hier ein auffallend elegant gekleideter Fremder auf, der angab, in Rußland geboren zu sein, Kalis zu heißen, und der als angeblicher Vertreter einer Berliner Firma sich bei Getreide- und Zwiebelhändlern um die Preise, sowie die Transportverhältnisse erkundigte. Er sprach deutsch und russisch, kaufte aber nirgends. Jeden Morgen erschien er pünktlich auf der Post, wo er täglich größere Summen, die aus Rußland kamen, behob. Das sonderbare Benehmen des Fremden erregte endlich Verdacht bei der Polizei. Als diese ihn zu beobachten begann, verschwand er aus der Stadt. Der Kellner des Hotels, in welchem der Fremde logirte, gab an, daß derselbe jede Nacht lange wach blieb und auffallend viel geschrieben habe. Man glaubt, daß der Fremde ein russischer Spion gewesen und daß er nach Budapest gereist sei. — Aus Ungvar wird gemeldet: In der hiesigen Filiale der Teschener Möbelfabrik „Mundus" waren vor Kurzem sechs russische Arbeiter aufgenommen worden. Zwei von ihnen, Namens Stephan Markijewitsch und Karl Scheredij, verlangten mit der Angabe, daß in Rußland mobilisirt werde und sie als Reservisten einrücken müssen, ihr Päße zurück. Als man ihnen diese nicht ausfolgte, entwichen sie. Angeblich reisten sie nach Csacza. Sie sprachen gut deutsch und hatten viel russisches Geld bei sich. Man hält sie für russische Spione, und deshalb wurde ihre Festnahme angeordnet.

Ohne Nase. Der gestrenge Gemeinderichter der im Heveser Komitat gelegnen Ortschaft Pel — der Wackere heißt Karl Lajko — ist trotz seiner siebzig Jahre noch ein strammer Mensch. Er hält strenge Zucht in seinem Hause, und wenn seine Ehegespousin sich einmal an einem feschen Bauernburschen verschaute, wurde ihr eine scharfe Lektion ertheilt über Sittsamkeit und Frauentugend. Sehr ernst scheint die Richtersgattin diese Gardinenpredigten nicht genommen zu haben, denn eines Morgens erwachte die Bäuerin ohne Nase. Das war ein Halloh in der ganzen Ortschaft und die geschwätzigen Basen hatten es bald errathen, unter welchen Umständen die Richterin ihr Nichorgan verloren habe. Sie soll wieder einmal mit einem Burschen zusammengekommen sein und ihm Intimitäten erlaubt haben. Und da kam der Gatte, der das Stelldichein belauscht hatte und biß seiner Ehehälfte die Nase ab. Die derart verstümmelte Frau lief zum Untersuchungsrichter und erzählte, daß, sie obgleich schon in den Jahren, von ihrem Gatten verdächtigt worden sei, daß sie mit dem eigenen Stiefsohn ein „G'spusi" angefangen habe. Zur Nachtzeit sei der alte Herr zu ihr gekommen und habe von ihr, da er sich von ihrer Untreue überzeugt habe, für ewig Abschied genommen. Er verlangte einen Abschiedskuß. Der Kuß wurde gewährt und bei dieser Gelegenheit habe er mit den Zähnen die Nase erfaßt und vom Gesichte getrennt. In ganz anderem Lichte stellte der Richter den Vorfall dar. Er will geschlafen haben, als die untreue Gattin herbeischlich, um ihn zu erdrosseln; er wehrte sich und während ds Handgemenges kam es zu diesem gefährlichen Biß. Man glaubte dem alten Richter nicht, zumal auch die übrigen Thatumstände für seine Schuld sprachen. Der Gerichtshof zu Eger verurtheilte ihn wegen schwerer körperlicher Verletzung zu sechs Monaten Kerker. Die kgl. Kurie, welche sich mit diesem Straffall befaßte, fand keine Veranlassung, dieses Urtheil abzuändern.

Eine strenge Zahlungsaufforderung. Aus Mako wird gemeldet: Der Finanzminister hat eine Verordnung erlassen, in der alle Inhaber von Schänken und Trafiken dringend aufgefordert werden, ihre Steuerrückstände unverzüglich zu bezahlen; denen, die dieser Aufforderung bis zum Ende des Jahres nicht nachkommen, wird mit der Entziehung der Schank- und Tabakverschleißlizenz gedroht. Da sich in Mako viele Händler im Rückstand befinden, wird eine Monstredeputation bei dem Minister vorsprechen und um die dringende Aufhebung der Verordnung ansuchen.

Selbstmorde. Aus Szatmar wird gemeldet: Es erschoß sich hier der Assekuranzbeamte Ernst Biro. Das Motiv des Selbstmordes sollen finanzielle Sorgen gewesen sein. Es wurden drei seiner Wechsel fällig, die er nicht ordnen konnte. Er hinterließ fünf unversorgte Kinder. — Aus Stuhlweißenburg wird gemeldet: Neulich Abends hat in einem hiesigen Hotel ein unbekannter junger Mann durch Selbstmord geendet. Frau Johann Csutor aus Budapest erschien bei der hiesigen Polizei und erzählte, daß der Postbeamte Paul Staub seit einer Woche aus seiner Budapester Wohnung verschwunden sei und in einem aus Nagykanizsa datirten Brief seinen Selbstmord angekündigt habe. Frau Csutor agnoszirte die Leiche Staub's. Die Motive des Selbstmordes sind unbekannt. — Aus Pecs wird gemeldet: Dieser Tage übte die 4. Kompagnie des 69. Infanterieregiments auf dem Uebungsplatze nächst der Gemeinde Patacs, wobei mit scharfen Patronen geschossen wurde. Während der Uebung zog sich der aus Seregelyes gebürtige Rekrut Mathias Kovacs hinter einen Baum zurück, befestigte sein Gewehr an einen Ast des Baumes und zog los. Die erste Kugel ging fehl, die zweite Kugel drang dem Soldaten ins Herz, worauf er blutüberströmt zusammenstürzte. Kovacs wurde mittels Tragbahre ins Truppenspital gebracht, wo er bald darauf starb. Die Untersuchung ergab, daß Kovacs dieser Tage eine einem anderen Infanteristen gehörige Postanweisung gefunden hatte und dieselbe in der Kantine einlösen wollte. Der Eigenthümer der Postanweisung wollte Kovacs anzeigen und aus Furcht vor einer Strafe hat Kovacs sich entleibt.

Familientragödie. Aus Keszthely wird gemeldet: Der hier ansässige Förster Thomas Nash kehrte im betrunkenen Zustande in seine Wohnung, wo er mit seiner Frau in Streit gerieth. Als sein 18-jähriger Sohn die Partei der Mutter ergriff, gerieth Nash in derartige Aufregung, daß er seine mit Schrott geladene Flinte zuerst auf die Frau, dann auf seinen Sohn abschoß. Die Frau wurde im Gesichte erheblich verletzt, der Sohn erhielt einen Schuß in den Schenkel. Als der Sohn sah, daß sein tobender Vater nach einer zweiten Flinte langt, ergriff er einen Revolver und schoß dreimal auf ihn. Der alte Nash fiel bewußtlos zusammen. Die Polizei ließ den Förster ins Spital bringen. Die verletzte Frau und der Sohn werden in ihrer Wohnung gepflegt.

Den Vater getödtet. Budapest, 5. Dezember. Der in Dunakeszi wohnhafte bejahrte Landmann Stephan Meßaros sen. lebte in fortwährendem Unfrieden mit seinen Angehörigen. Am 4. August laufenden Jahres gab es abermals zwischen ihm und seinem Sohne Ignaz einen ernsten Streit. Meßaros verließ dann sein Haus und begab sich zu seinem Nachbar Anton Gulyas. Diesem theilte er mit, er wolle nicht mehr leben und übergab ihm seine Uhr, damit er sie seiner Gattin einhändige. Dann verabschiedete er sich von Gulyas, der Böses ahnend, seinem lebensüberdrüssigen Nachbar nachging. In der That begab sich Meßaros auf den Eisenbahndamm, wo er niederkniete und zu beten begann. Als dann der Baczer Schnellzug heranbrauste, beugte sich der alte Mann auf die Schienen. Gulyas kam noch im rechten Augenblick herbei, um den Selbstmord zu verhindern. Er umfaßte rücklings den Körper des lebensüberdrüssigen Bauers, den er von den Schienen entfernte. Er gab sich Mühe, den alten Mann von seinem Vorhaben abzureden und ihn zu veranlassen, zu seiner Familie zurückzukehren. In seine Behausung angekommen, begann er mit seinen Kindern abermals zu streiten. Der Alte drohte, daß er die ganze Familie vertilgen werde, und eines seiner Kinder schlug ihm ins Gesicht. Nun gab es eine Balgerei, die Kinder begannen ihren Vater zu drosseln, und als sie ihn fallen ließen, fiel er entseelt zu Boden. Auf Grund dieses Sachverhalts wurden die Söhne des Ermordeten, Ignaz und Stephan Meßaros, wegen vorsätzlicher Tödtung unter Anklage gestellt. Heute fand in dieser Angelegenheit vor dem Gerichtshof für den Pester Landbezirk die Hauptverhandlung statt. Die Anklagebehörde vertrat Staatsanwalt Dr. Balint, als Vertheidiger meldeten sich Dr. Desider Balazs jun. und Dr. Rudolf Kisfalvi. Der Angeklagte Ignaz Meßaros gestand, daß er seinen Vater gedrosselt habe, er will dies aber blos deshalb gethan haben, um den Vater abzuwehren, der mit einer Waffe auf ihn eindrang. Der Zweitangeklagte gibt nur so viel zu, daß er den Körper des Vaters festgehalten habe. Dann wurden die Zeugen einvernommen. Nach erledigtem Beweisverfahren, welches erst spät Abends zu Ende war, wurden die Angeklagten des Verbrechens der schweren körperlichen Verletzung mit tödtlichem Ausgange für schuldig erkannt und Ignaz Meßaros zu sechs, Stephan Meßaros zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Raub auf der Eisenbahn. Aus Miskolez wird gemeldet: Neulich Abends bestieg der landwirthschaftliche Arbeiter Miachel Mukri mit seiner Familie in Töketerebes die Eisenbahn, um in seine Heimathsgemeinde Nyezal im Nyitraer Komitat zu fahren. Seine Frau, die in einem Leinwandsäckchen unter ihrer Blouse den ersparten Verdienst der Familie, 1600 Kronen in Baarem und eine Anweisung auf 800 Kronen, verborgen trug, saß mit ihren zwei Kindern und einem Mädchen aus ihrer Gemeinde in einem Coupe, während ihr Mann sich in einem daneben befindlichen Coupe aufhielt. Vor der Station Taktaharkany kam ein junger Mann in das Coupe, in welchem die Frau saß, und begann mit ihr ein Gespräch. Er fragte sie, wohin sie reisen und wo sie aussteigen werden. Die Frau konnte aber nicht mehr antworten, da sie plötzlich von Schwindel befallen wurde, das Bewußtsein verlor und in einen tiefen Schlaf fiel. Mit ihr schliefen auch ihre zwei Kinder ein. Dieser Schlaf dauerte etwa zehn Minuten. Beim Erwachen bemerkte sie entsetzt, daß ihre Blouse und das Säckchen aufgeschnitten sei und daß die 1600 Kronen sammt der Anweisung gestohlen worden sei. Auf ihr Geschrei kamen die Reisenden aus den benachbarten Coupes herbei. Es stellte sich heraus, daß man in der Station Taktaharkany einen jungen Mann vom fahrenden Zug herausspringen gesehen hat. Der Kondukteur wollte, obwohl ihn die Reisenden darum ersuchten, den Zug nicht zum Halten bringen.

Türkische Kriegsgefangene in Ungarn. Man schreibt aus Zombor: Dieser Tage langten — jetzt bereits zum dritten Mal — türkische Kriegsgefangene, 187 an der Zahl, mit acht Offizieren nach Bosnisch Brod an, von wo sie über die ungarische Grenze transportirt und in der Festung von Ungarisch-Brod untergebracht wurden. Die Flüchtlinge kamen über die serbische Grenze nächst der Stadt Gorni-Ferz nach Bosnien, wo sie sich der österreichisch-ungarischen Militärbehörde ergaben. Während ihres langen Herumirrens erfuhren sie viele Entbehrungen und zogen sich verschiedene Krankheiten zu, weshalb unserem Militär jeder Verkehr mit den türkischen Flüchtlingen untersagt wurde.

Der Zeuge.

Von Paul Ginisty.

Autorisirte Uebersetzung von Alice Neumann.

Es gibt wahre Begebenheiten, die wie Romane anmuthen.

An einem Septembermorgen des Jahres 1802 brach an einer eleganten Kutsche, als sie durch die irländische Stadt Tullamore fuhr, ein Rad. Der Insasse des Wagens, ein sehr stattlicher Herr in militärischer Uniform, schien über die daraus entstehende Verzögerung seiner Weiterfahrt äußerst bestürzt zu sein.

Während der Kutscher die Pferde ausspannte, holte der Diener Hilfe herbei.

Der Stellmacher, der den Schaden besah, schüttelte bedauernd den Kopf.

Der Diener gab seinem Herrn Bescheid: „Herr Oberst, der Mann meint, ein Tag wird kaum genügen, um die Sache in Ordnung zu bringen!"

„Der Teufel hole die schlechten Wege," sagte der Oberst, „ich wollte heute Abend noch in Marlborough sein. Jetzt sind alle meine Pläne zunichte."

Er wandte sich an einen der Umherstehenden: „Gibt es hier wenigstens eine anständige Herberge im Ort?"

„Gewiß, Herr Oberst," sagte ein dicker, kleiner Mann, mit jovialem Gesicht, „ich kann das mit bestem Gewissen behaupten, denn ich bin der Schwiegervater des größten Gastwirths in Tullamore. Wenn der gnädige Herr erlauben, werde ich ihn dort hinführen. Ich bin sicher, daß der gnädige Herr zufrieden sein werden."

Der Oberst ergab sich in das Unvermeidliche.

In einer kleinen Stadt erregt alles Aufsehen. Als der Oberst in den Gasthof kam, war sein Unfall schon bekannt. Man bemühte sich um den Offizier, der schnell etwas frühstücken wollte.

„Wie soll ich nur hier die Zeit todtschlagen?" sagte er zu seinem Wirth. „Was gibt es in Ihrer Stadt zu sehen, die, ohne Ihnen zu nahe zu treten, mir recht öde erscheint. Wenn Sie wenigstens eine Garnison hier hätten!"

„Leider haben wir keine, Herr Oberst, aber vielleicht interessirt Sie unsere Leinenfabrikation."

„Nein, danke bestens, ich bin kein Kaufmann."

Der Herbergswirth klopfte sich an die Stirn, als wenn eine roßartige Idee seinem Hirn entsprungen wäre.

„Etwas wüßte ich doch, was den gnädigen Herrn interessiren würde. Wir haben jetzt Gerichtssitzungen, heute wird ein großer Verbrecher verurtheilt!" Er senkte ein wenig die Stimme und sagte mit leichtem Erschauern: „Einer von der Bande des berühmten Kapitäns Quilty."

„Quilty? Von welchem Regiment?"

„Ein Regiment? Der Herr wollen sich wohl über mich lustig machen? Es ist doch unmöglich, daß der Herr nichts von Quilty, diesem infamen Schurken, gehört hat, der schon so lange unser Land unsicher macht und nicht zu fassen ist."

„Meiner Treu, ich kenne den Namen nicht einmal. Ich komme vom Kontinent."

„Aber jetzt haben wir einen seiner Komplizen, einen gewissen Kellis, und er wird für die anderen büßen! Würde es den Herrn interessiren, der Verurtheilung beizuwohnen?"

„I was, ich bin nicht neugierig darauf, und so einen ganzen Tag lang still dazusitzen ... Indessen ..." Der Oberst schien sich eines besseren zu besinnen, „wenn es hier schließlich keine andere Zerstreuung gibt, wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben."

„Der Richter wird sich gewiß eine Ehre daraus machen, dem Herrn Oberst einen guten Platz einzuräumen. Ich werde ihn sofort benachrichtigen, die Sitzung hat bereits begonnen."

Der liebenswürdige Wirth begleitete den Oberst selbst zum Gericht. Er schrieb auf einen Zettel, daß Oberst Lord Kinderney, der sich auf der Durchreise durch Tullamore befand, gern der Verhandlung beiwohnen würde. Er gab den Zettel dem Gerichtsdiener, der ihn dem Gerichtsschreiber weitergab. Der Gerichtsschreiber wieder übergab ihn dem Richter, der geschmeichelt war, einen Zuhörer von Bedeutung zu haben, und bereitwilligst dem Oberst in seiner Nähe einen Platz anwies.

Der Angeklagte Kellis leugnete hartnäckig seine Schuld. Immer wieder und wieder versicherte er, daß er an dem Tage, an dem das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, begangen wurde — einen Passanten auf der Landstraße beraubt und getödtet zu haben —, er gar nicht in Irland gewesen sei, sondern weit entfernt in Douvres. Er betheuerte seine Unschuld in beredtesten Worten, er gab zu, daß der Schein gegen ihn sprach, behauptete aber, daß die Untersuchung, die mit seiner Festnahme endigte, parteiisch geführt worden sei. Indessen, die Geschworenen bejahten die Schuldfrage.

„Angeklagter, haben Sie noch etwas zu sagen?" fragte der Richter.

„Ich wiederhole, daß ich unschuldig bin", seufzte Kellis niedergeschlagen. Plötzlich hob er den Kopf.

„O, mein Gott", rief er, „ist es möglich? Soll mir doch noch Gerechtigkeit widerfahren?"

„Was soll das heißen?" fragte der Richter erstaunt.

„Der Himmel selbst sendet mir seine Hilfe!" rief Kellis beglückt aus, und er zeigte auf den Oberst Kinderney, der erstaunt war, so plötzlich mit hineingezogen zu werden. „Dort", sagte Kellis, „ist ein Herr, der meine Anwesenheit in Douvres an dem Tag, an dem das Verbrechen begangen wurde, bestätigen kann ... Würden Euer Gnaden hier erklären, daß ich es war, der sein Gepäck trug, als er aus einem Schiff, das aus Frankreich kam, ausstieg?"

Oberst Kinderney blickte ihn erstaunt an.

„Ich kenne den Menschen nicht," sagte er, unangenehm berührt.

„Dessen bin ich sicher," sagte der Richter höhnisch. „Was für eine Unverschämtheit von dem Angeklagten. Schweigen Sie!"

„Noch einen Augenblick, erbarmen Sie sich," flehte Kellis, „erlauben Sie mir, daß ich an den Herrn einige Fragen stelle, von denen meine Freiheit abhängt."

Lord Kinderney machte aus seiner Unruhe keinen Hehl.

„Was soll diese Komödie?" sagte er aufgeregt.

„Sie haben recht," stimmte ihm der Richter bei, „es ist wirklich nur Komödie."

„Nur eine Frage," drängte Kellis, „ist es nicht fünf Wochen und drei Tage her, daß Sie, gnädiger Herr, nach Douvres kamen?"

„Allerdings bin ich vor mehreren Wochen dorthin gekommen, aber ich habe natürlich das genaue Datum meiner Rückkehr nach England nicht im Kopfe."

„Erinnern Sie sich nicht, daß ein Mann Ihnen damals, als Sie ans Ufer stiegen, bei Ihrem Gepäck half?"

„Wie soll ich mich noch heute an meinen Gepäckträger erinnern!"

„Sie erwiesen ihn damals die Ehre, gnädiger Herr, einige Worte mit ihm zu wechseln," fuhr Kellis in namenloser Aufregung fort. „Er erzählte Ihnen, daß er Seemann sei und an Bord eines Korfaren gegen Frankreich gekämpft habe ...."

„Ich habe dem sicherlich keine Wichtigkeit beigelegt," antwortete der Oberst ungehalten.

Kellis schien seine ganze Ueberredungskunst aufbieten zu wollen, um das Gedächtniß des Obersten aufzufrischen. Seine Augen glühten, als er ihm eindringlich sagte: „Ich zeigte dem Herrn damals eine große Narbe am Schädel und hob dabei meine Perrücke auf."

Der Angeklagte machte dieselbe Bewegung und entblößte die Narbe.

Der Oberst stutzte. Sein bis dahin theilnahmsloses Gesicht belebte sich.

„Es ist wahr," sagte er, „dessen erinnere ich mich."

„O du mein Gott," rief Kellis erregt aus. „Helfen Sie mir!"

Helle Schweißtropfen standen auf seinem angstvollen Gesicht.

„Wenn Euer Gnaden das genaue Datum seiner Ankunft in Douvres feststellen könnte, hätte der Gerichtshof keinen Zweifel an meinen Worten mehr."

„Ich weiß es nicht mehr, aber es steht in meinem Notizbuch das sich noch in meinem Koffer befindet."

Große Aufregung durchlief die Menge der Zuschauer.

Die Sitzung wurde unterbrochen, während man das Notizbuch herbeiholte. Der Tag der Ankunft des Obersten in Douvres deckte sich genau mit dem Tage des Verbrechens. Nach und nach kamen dem Oberst Kinderney auch die näheren Umstände wieder ins Gedächtniß zurück, so daß er bestimmt behaupten konnte, daß der und kein anderer der Mann war, der ihm in Douvres sein Gepäck besorgt hatte. Er legte einen Eid darauf ab. Die Geschworenen zogen sich von neuem zur Berathung zurück, und kamen diesmal zu einem einstimmigen Freispruch.

Kellis wurde in Freiheit gesetzt.

Eine Sammlung wurde zu seinen Gunsten veranstaltet, um ihn für die ausgestandene Angst zu entschädigen. Der Oberst selbst mußte einige Ovationen annehmen, zum Dank dafür, daß durch seine Zeugenaussage die Gerechtigkeit den Sieg davongetragen hatte.

Die Postkutsche war am Abend wieder in Stand gesetzt, und der Oberst konnte weiterreisen.

Einige Meilen von Tullamore hielt der Wagen.

Ein Mann erwartete ihn dort und stieg ein.

Es war Kellis.

„Nun," sagte der Oberst, „habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Dir aus der Patsche helfen werde, wenn Du das Pech haben solltest, der Polizei in die Hände zu fallen? Ich verlasse die Meinigen nie! Uebrigens," fügte er lächelnd hinzu, „Du sowohl wie ich, wir haben unsere Rollen famos durchgeführt."

„Kapitän, ich will es Ihnen ewig danken!"

Diese wahre Begebenheit wird in „Das Leben des Kapitäns Quilty" erzählt, der es meisterhaft verstand, für alle Mitglieder seiner Bande immer noch einen Weg in die Freiheit zu finden und seine Zeitgenossen zu düpiren.

Ins märkische Luch.

Es ist am Abend vor Totensonntag! Wir drei Freunde ziehen hinaus ins Luch, das wir auf mancher gemeinsamen Wanderfahrt so schätzen und lieben gelernt, in seiner großen, herben geheimnisvollen Einsamkeit. Ab und an lockt es uns hinaus wie mit Zaubergewalt in seine weltvergessenen Fernen, und wir können nicht widerstehen.

Es ist spät geworden heute. Mit sinkender Sonne überschritten wir die Bruchgrenze, nun ist es Nacht. Es ist schneidend kalt. Stumm funkeln die Sterne herab auf das ruhende Land und spiegeln sich in den schwarzen Tümpeln, die versteckt liegen im hohen Ried. Die Wege sind schlecht, aufgeweicht und schlüpfrig. Tage hat es geregnet. In den Räderspuren der selten befahrenen Straße hat sich das Wasser gesammelt und blitzt hell auf, wenn die Wolken den Mond freigeben. Ein eisiger Wind keucht her durch das hohe Schilf, durch die erschauernden und angstvoll stöhnenden, schlanken Pappeln und läßt die dürren, drohend empor sich reckenden Zweige der krüppeligen Weiden gespenstig aneinanderschlagen. Unergründliche, schwarzgrün schillernde Gräben ziehen sich kreuz und quer durch das morastige Land.

Schweigend wandern wir drei am großen Graben entlang. Die alte Holzbrücke ist eingestürzt; so müssen wir eine andere suchen, die uns ans gegenüberliegende Ufer kommen läßt.

Schwer, bleigrau stehen des Grabens Wasser, kaum einen Schritt von unserer Rechten. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir hinsehen; so kalt ist es, so unheimlich kalt. Es führt kein Weg an ihm entlang, wir bahnen uns einen durch das stechend harte Ried. Immer tastet der Stock voraus, denn der Boden ist ungleich; immer stolpert der Fuß; ein wenig zu weit nach rechts, und der Graben würd uns aufnehmen. Ab und an schlägt eine Weidengerte mir pfeifend ins Gesicht. Der Vordermann hat sie mit sich nach vorne gebogen, und nun schnellt sie zurück. Es ist tiefdunkle Nacht. Man sieht kaum einen Schritt vor sich. Die große Stille wird nur selten unterbrochen: durch das Klirren der Laterne, die außen an meinem Rucksack hängt, durch das dumpftönende Anschlagen der Laute an den Wanderstock oder aber durch einen unterdrückten Fluch.

Wir schreiten dahin, einer hinter dem andern, auf des Vordermannes Füße achtend, der Vorderste hinausspähend in die Nacht. . . .

Endlich taucht vor uns aus dem Dunkel eine hochgeschwungene, schwarzgespenstige Holzbrücke auf, die sich im Wasser drunten spiegelt. Dumpf dröhnt sie unter den schweren Nagelschuhen. Von der Höhe sehen wir links ein paar Lichter herüberblicken, einen Horst. Hin zieht sich von der Brücke abwärts ein grundloser Pfad zwischen flüsternden Erlen. Das Wasser platscht, der Boden ist schlüpfrig; nur hier und da ist eine einigermaßen gangbare Stelle. Plötzlich ein Ruck! Dumpf schlägt die Laute an. „Zum Donnerwetter!" Mein Freund vor mir liegt der Länge nach in dem Morast. Gesicht, Hände Anzug, alles beschmutzt. Der Schlapphut ist ihm in weitem Bogen vom Kopf geflogen. So gut es geht, säubern wir ihn und ziehen mit doppelter Vorsicht weiter. . . .

Stundenlang gehen wir schon so. Müdigkeit überkommt uns; die Füße wollen nicht mehr recht. Bald schmerzt der Nacken, schmerzen die Augen, müde des ewigen Nachuntenstarrens. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Es ist ganz gleich jetzt, wo wir gehen. Da macht der Butz halt. Auch wir zwei anderen blieben stehen und sehen uns um.

Hell vom Monde beschienene Wolken folgen einander in stolzem Zug, massig und schwer. Ein leises Rauschen geht über das ganze Bruch. Der Wind, der so heftig stürmte, ist müde geworden und schlafengegangen. Nur zuweilen fährt ein Hauch wie im Traum über das schlafende Land. Dann beugt sich das Ried schlatrunken über das leise sich träufelnde Wasser; die Pappel und die Erle rauschten.

„Wie ist es doch schön, unser Luch," sagt leise der Lautenspieler, und eine wahre, glückliche, stolze Freude leuchtet aus seinen Augen. „Ich bereu' es nimmer, daß ich heut gegangen bin." Wir aber fühlen und denken dasselbe wie er.

„Jetzt müssen wir vorsichtiger sein," meint der Butz, „hier fangen die Sumpflöcher an; seht euch vor, sie sind gewaltig tief und nur schwer zu finden."

Wir gehen wieder fort, unserem Ziele zu. Der Butz vorne warnt uns vor jeder gefährlichen Stelle.

Das ist das wahre Luch. Rätselvoll, unergründlich. Irrlichter schweben und locken und locken. Wehe dem Wanderer, der sich verleiten läßt, ihnen zu folgen. Er ist verloren. Ein letzter Aufschrei tödlichen Schreckens, ein letztes wildes Umsichgreifen, ein Plätschern. Dann wieder tiefe Stille; glatt, räthselhaft stehen die Wasser. . . Manche grausige Geschichte wissen die Bauern davon zu erzählen.

Ein Frösteln überläuft uns, als wir das unheimliche Gurgeln der aufsteigenden Blasen in den Sumpflöchern und den unter den schweren Tritten schwankenden Boden glucksen hören. Der Weg, den wir gehen, ist sehr sehr schmal. Zu beiden Seiten haben wir Wasser, in dem halbvermorschte Stämme knorriger Weiden liegen, oder an dessen zackigem Rande nebelumspielte Erlen drohend ihre Zweige zum nächtlichen Himmel recken.

Endlich fühlen wir den Boden fester werden. Ausgemoorte Wiesen beginnen. Wir können den Weg nicht mehr verfehlen. Zur Linken glänzt in wunderbarer Klarheit das Sternbild des Bären.

Der Boden steigt an. Das Gras wird kürzer und weicher. Da taucht schon ein kleines Gehölz aus der Nacht, und der Schattenriß einer Feldscheune zeichnet sich schwarz gegen den fahlen Hintergrund ab.

Wir sind doch froh, daß wir glücklich da sind. Der Weg war weit und mühselig zu gehen. Nun winkt uns Ruhe und ein schützendes Dach. Der Butz und ich gehen um die Scheune herum und tasten die Thüren und Thore ab. Sie sind verschlossen. Befriedigt kehren wir zum Lautenspieler zurück, der vor dem Hauptthore auf uns wartet. Er lehnt mit dem Rücken gegen den einen Thorflügel, die Hände in den Taschen seines schweren Kittels vergraben.

Leise heben wir den Querbalken ab und lösen den eisernen Riegel; die eigene Schwere läßt das massive Holzwerk sich nach vorne neigen, und vor uns liegt in einer winzigen, tiefschwarzen Masse die Höhlung des Hauses. Ein würziger Heuduft quillt uns wie aus einem Abgrund entgegen. Ich zünde meine Laterne an. Der Lautenspieler theilt mit beiden Händen eine Hand von Schilf und Heu auseinander, wir kriechen hindurch, und das Licht der Laterne fällt in einen etwas über mannshohen Raum. Der Boden ist mit Streu bedeckt, von der Decke hängen Halme herab, zwei Wände werden von Heu, die beiden anderen von Stein gebildet. Uns gegenüber liegt eine festverriegelte Thür. In der Mitte hängen wir an einem Ast das Licht unter die Decke und legen ab. Ach, das thut wohl. Wir strecken die Glieder auf die Streu und liegen eine Weile ganz stumm. Dann bricht eine kindliche Freude aus dem Langen. „Wenn's hier nicht behaglich ist, dann weiß ich es nicht," ruft er und sieht sich zufrieden lächelnd um. Zwar ist es so kalt, daß man den Hauch des Athems sieht, aber was ist das gegen die Kälte draußen!

. . . Der Lange hat uns eine wohlthuende Suppe gekocht, während der Butz und ich beim Schein der Laterne dürres Holz aus dem dunkeln Wäldchen brachen, und es zum Abkochplatz schleppten.

Bis tief in die Nacht hinein haben wir dann noch, in unsere weiten Mäntel gehüllt, um das flackernde Feuer gelegen und in die rothe Gluth gestarrt, die gespenstige Schattenbilder weit hinaus warf auf das flache Land.

Der Oberbacchant aber stimmte seine Laute, und leise klang die traurigschöne Weise eines Zigeunerliedes in die Nacht.

Regen beginnt in schweren Tropfen niederzufallen. Wir löschen das Feuer und schließen das Scheunenthor hinter uns. Die Laterne wird ausgeblasen. Es wird still im Heu. Nur der gleichmäßig auf das Dach herniedertröpfelnde Regen singt uns ein Schlummerlied. Die Augen fallen zu. Leise raschelt ein Mäuschen im Stroh zu unseren Füßen. . . Stille. . . Tiefe Stille. .

Ein goldiger Sonnenstreif fällt durch eine Ritze in der Thür auf unser Lager. Tausend winzige Staubtheilchen tanzen lustig in ihm auf und ab und flimmern vor den Augen. „Ein herrlicher Morgen muß das sein," ist mein erster Gedanke. Durch alle Löcher und Fugen in der Wand kommt es kalt herein. Das hilft uns auf die Beine.

Ich stoße das schwere Thor auf. Eine schier trunkenmachende Lichtfülle strömt herein. Geblendet von all dem Glanz schließe ich die Augen, sekundenlang.

„Welt, wie bist du schön!" Vor mir breitet sich das endlose Luch. Ganz fern am Horizont steht ein duftig blauer Wald. Zur Rechten ragt aus einer Gruppe schlanker Pappeln ein Horst auf. Aus dem Schornstein eines wonnig von der Sonne beschienenen Hauses träufelt sich blaßblauer Rauch in den klaren Himmel. Glockentöne schwimmen mit dem leichten Morgenwind herüber. Weiß im Reif, wie von flüssigem Silber übergossen, liegen die Weiten des Bruches, recken sich die Bäume und Sträucher in die herrliche Luft. Wasser glitzert aus den Wiesen hervor. Zwei einsame Vögel segeln darüber hin. . . . .

Rudolf Wehrmann.

Kasernenhofblüthe.

Unteroffizier in der Instruktionsstunde zum Musketier Meier: „Kerl, wenn du so lang wärst, wie du dumm bist, du könntest den Mond im Knien küssen."